Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 20

Artikel: Glück [Schluss]
Autor: Hagenbuch, T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575335

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Dorfgeschichte von **T. Hagenbuch**, Elizabethtown (Kentucky).

(Schluß.)

Am folgenden Tag faßt sie Mut, ihm einmal noch ans Herz zu reden; mit geringem Erfolg. Im Bann einer Leidenschaft läßt man sich wohl etwa noch vom eigenen Gewissen, nicht aber von fremder Stimme Unrecht vorhalten.

Von nun an lebten sie nur noch neben einander. Er schlich sich nicht mehr zu Thal, er ging, wann es ihm beliebte. Seine Fallen und Eisen versteckte er nicht mehr vor ihr.

Am Berchtoldstage gönnte er ihr bessere Worte als gewöhnlich; warum, zeigte sich beim Abendessen, wo er über Tisch zu ihr sagte:

„Heute abend ist alles im ‚Bären‘, putz dich ein wenig heraus und komm mit.“

„Laß mich zu Haus, es ist mir nicht darnach, in lustige Gesellschaft zu gehen.“

Hätte sie dies eine Mal sich überwunden, wie viel Jammer wäre ihr erspart geblieben. Es bangte ihr zu sehr davor, die schadenfrohen Gesichter der vielen auf sich gerichtet zu sehen, die von ihrem Manne, wie sie wohl wußte, nicht gut sprachen.

„Ich halte dir nicht an; wenn du nicht willst, so laß es bleiben.“

Unwirsch ging er ohne sie.

Der Anfang des neuen Jahres wie der Ausgang des alten in einsamem Kummer und trostloser Verlassenheit! Vom Lädchen herunter holte sie ein altes, rauchgeschwärztes Buch, das ihr als ein Vermächtnis ihrer Mutter heilig war, und suchte nach Trost. Es stund aber an diesem Abend keiner für sie darin. Auch die zwei von der Mutter eigener Hand unbeholfen gekritzelten Worte auf dem ersten weißen Blatt „Schweige und Warte“ vermochten sie heute nicht aufzurichten.

„Ich habe mich ja bisher daran gehalten. Was hat es mir geholfen?“

Fiebernd an Herz und Leib legte sie sich zur Ruhe und versank bald in unerquicklichen Schlummer. Auf Traumwegen glitt sie ans Brünnlein hinter der Hütte. Als sie wach wurde, da war es ihr in Wirklichkeit, ja, nur auch einen Trunk von dem köstlichen Wasser. Sie kleidete sich notdürftig an und eilte barfuß mit dem Glase vor die Thüre. Plötzlich ein klirrendes Geräusch und ein entsetzlicher Wehschrei. In überwältigendem Schmerz sank sie in sich zusammen, am Fuß gefangen von einer dieser frevlerischen, stachelbewaffneten Eisenfallen. Sie suchte sich von der Umklammerung loszumachen, umsonst; ihr fehlte die Kenntnis, das Marterinstrument zu öffnen. Es gelang ihr nur, den aufschwellenden, wie Feuer brennenden Fuß unter den Ausguß des Brünnleins zu ziehen. Sie selber trank in gierigen Zügen. Dann fiel sie bewußtlos zu Boden, und ihre blonden Strähnen fluteten über den hartgetretenen Schnee.

In diesem Augenblick keucht Rudi den Karrweg hinauf. Er hat heimkehrend den Schrei gehört, und was er angerichtet, steht mit plötzlicher Gewißheit vor seiner Seele. Außer Atem stürzt er bei der Ohnmächtigen nieder. Mit zitternden Händen schlägt er die Stahlbogen zurück und befreit den zerrissenen Fuß.

„Annelise, Annelise, ich habe dich getötet. Ich elender Mensch!“

Er trägt sie auf ihr Lager und hüllt das zuckende Glied in kühle Umschläge.

„O, sag' ein Wort, ein einziges Wort!“

Sie schlägt die Augen auf, schließt sie aber gleich wieder. Fieberhitze und Todesblässe ziehen abwechselnd über ihr schmerzverzogenes Antlitz.

Er wirft sich verzweifelnd auf die Kniee und preßt aufschluchzend den Kopf in die Decke.

„Sie kann mir nicht verzeihen, nie.“

Da fühlt er eine heiße Hand auf seinem Scheitel, und in überstömendem Dank streichelt und küßt er diese Hand.

In monatelanger Leidenszeit heilt der Fuß soweit, daß sie hinkend ihre häuslichen Arbeiten besorgen kann. Rudi ist ernst, von rührender Sorge für sie und kann nicht genug wiederholen:

„Ich bin geheilt, glaub' es mir, ich bin's.“

Sie mußte es wohl glauben, denn eines Tages sah sie die Eisen und Fallen zerschlagen und unbrauchbar gemacht in ein Steintobel geworfen.

Das verscheuchte Glück trat leise wieder über die Schwelle. Sie reichte ihm in stiller Seligkeit die Hand.

Als die Tage kühler wurden, fing der Fuß wieder zu schmerzen an. Der Arzt erkannte, daß Knochenteile entzündet seien und eine Behandlung in der Krankenanstalt Königsfelden notwendig sei. Das war ein Schlag für Beide. Verzagend schaute sie nach dem Glück im trauten Winkel.

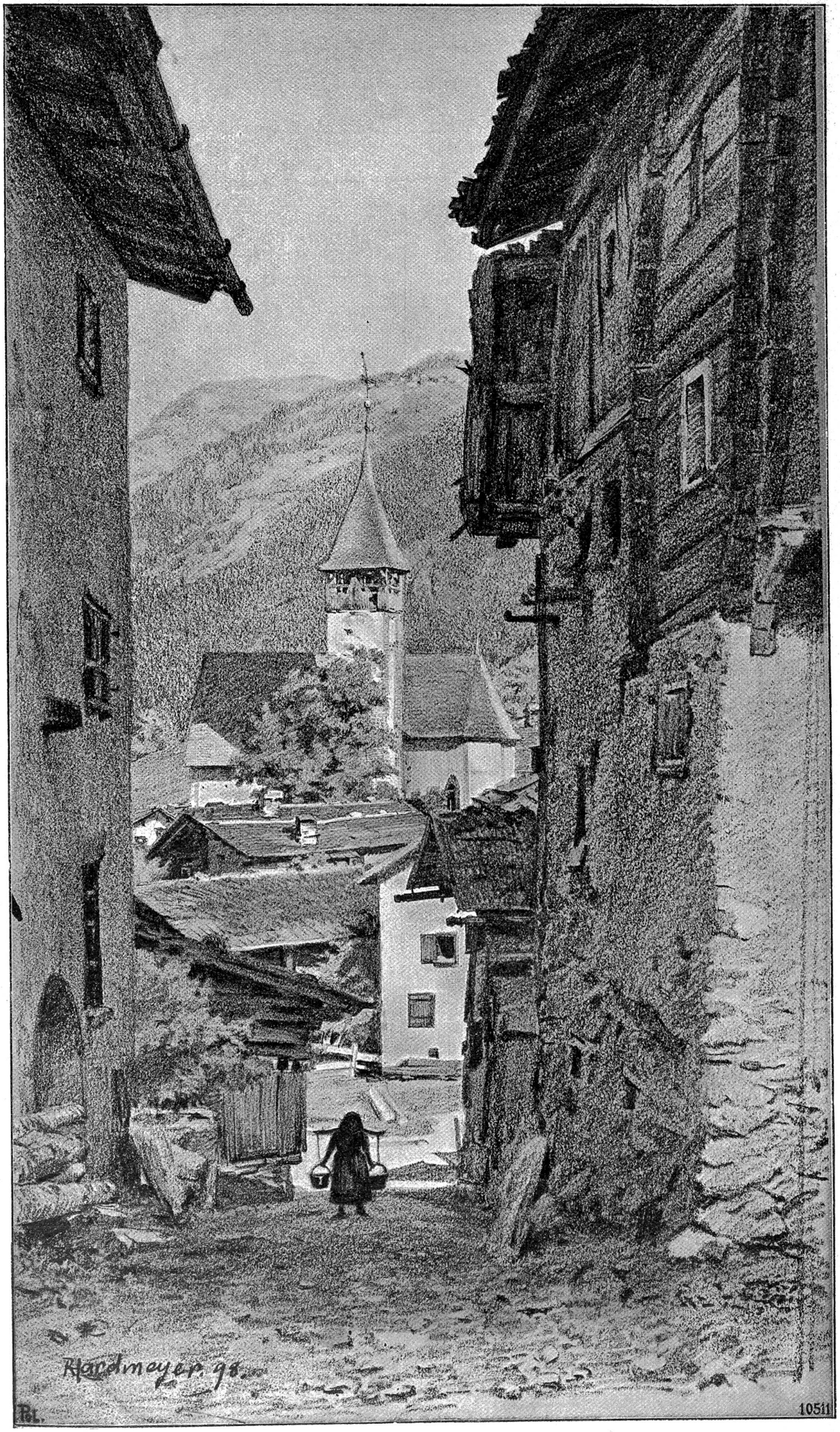
„Wo werde ich dich suchen müssen, wenn ich wiederkehre?“

In den ersten Wochen ihres Aufenthaltes im Krankenhaus erhielt sie jeden Sonntag, nachher spärlicher den Besuch ihres Mannes. Zu den Leiden, welche wiederholte Operationen brachten, gesellte sich die anwachsende Sorge ums Daheim. Endlich — der Winter war bereits wieder ins Land gezogen — wurde sie als geheilt entlassen. Aber der vorher schlanke, wohlgestaltete Fuß war zu einem unförmlichen Klumpen geworden, den sie nur mit Mühe nachschleppte. Rudi holte sie in einem geliehenen Bernerwägelchen. Auf ihr Fragen nach Haus und Stall und Garten gab er einsilbige Antworten: „Nicht viel geraten, Erdäpfel hat's wenig gegeben, die Kuh umgestanden.“

Wäre sie unter den Messern der Aerzte gestorben, so hätte sie die Verwahrlosung ihres Daheims nicht sehen müssen, nicht unter der Bank schmutzige Spielkarten und auf dem Kehrichthaufen zerschlagene Schnapsflaschen entdecken müssen. Der Winkel, wo sie beim Scheiden das Glück gelassen, war wieder leer.

„O Rudi, was ist hier geschehen?“

An die Stelle des zum zweiten Mal entwichenen Glückes kehrte jetzt die unerbittliche Not ins Haus. Im



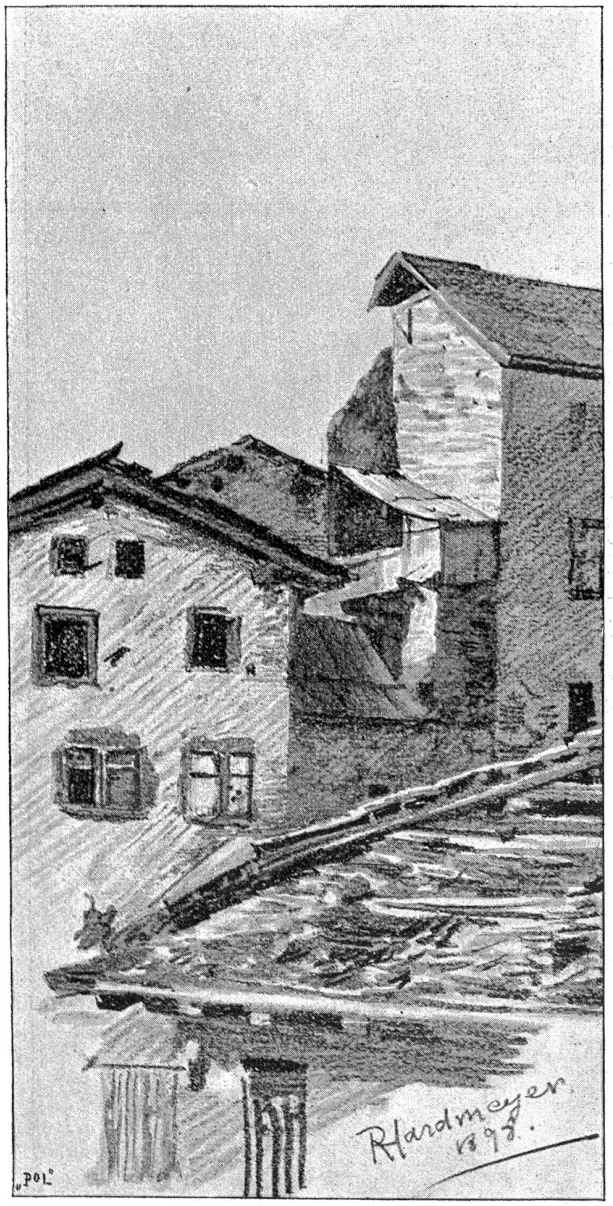
Dorfstraße in Scharans. Im Hintergrunde die Kirche, in welcher Jürg Jenatsch predigte; dieselbe ist heute noch unverändert.
Originalzeichnung von R. Hardmeyer, Küsnacht.

Herzen der enttäuschten Frau erstarb diesmal das Glück, wie sie meinte, für immer. Sogar das Hoffen und das Sehnen nach Glück entschlief. Doch wurde dafür gesorgt, daß es nach kurzer Zeit wieder aufwachte. In kaum bewußtem Trieb der Selbsterhaltung und mehr noch um dem Mann den Vorwand zum Wildern zu nehmen, rüstete sie den vom Vater ererbten Webstuhl auf und begann den Bauern um kärglichen Lohn Leiniges zu weben. Sie konnte damit aber doch nicht das übermächtige Wiedererwachen der alten Leidenschaft in Rudi verhüten. Wildspuren in frischgefallenem Schnee wirken wie unwiderstehlicher Zauber. Bald machte er wieder von Zeit zu Zeit einen nächtlichen Gang zum glatzköpfigen Hehler in der Pinte.

Sie schwieg und wartete.

Dann kam es.

In stürmischer Samstagnacht, lange bevor Annelise an seine Heimkehr dachte, stürzte Rudi zur Thüre herein.



Aus Scharans. Originalzeichnung von R. Hardmeyer, Küsnacht.

„Rasch die Kleider, ich muß fort. Der Müllerhans hat dich beschimpft. Ich habe ihn mit der Flasche auf den Kopf geschlagen. Er liegt im Blut am Boden. Ich weiß nicht, wie es steht."

Am ganzen Leibe zitternd, mit ratlos starr auf den Unseligen gerichteten Augen, vermochte sie sich nicht vom Fleck zu rühren. Vorwürfe, Angst, Ringen nach einem Ausweg kämpften in ihr in wirrem Durcheinander.

„Wieder um mich. Gott im Himmel, das ist das Ende."

„Was hilft jetzt klagen? Die Kleider! Und wenn du etwas Geld hättest."

„Wohin willst du?"

„Frage nicht! Es ist besser, du wissest es nicht."

Er reicht ihr die Hand und geht. An der Thüre kehrt er noch einmal um, umarmt sie wild und stürzt fort. Sie läßt sich auf die Bank niederfallen, vergräbt das Gesicht in die Hände und weint in verzweifelter Seelenpein.

Am nächsten Morgen, während die Glocken im Thal Frieden verkünden, meldet sich ein Landjäger im Waldhöfli mit der rauhen Frage:

„Wo ist der Mann?"

„Ich weiß es nicht."

„Gut, wir werden ihn finden." Aber die Durchsuchung des Häuschens ergab nichts.

Erst geraume Weile nach der That entdeckte man den Rudi in der weitabgelegenen Hütte des von jedermann gescheuten Jochifischers. Es hieß nachher, der Fischer habe, begierig nach der von der Müllerfamilie ausgesetzten Belohnung, selber auf die Spur gewiesen.

Mit dem Hans nahm es ein schlimmes Ende. Er starb an den Folgen des erhaltenen Schlages. Lange zogen sich die Gerichtsverhandlungen hin. Im Urteil wurde dem Rudi Steiner der Umstand, daß er sich für die angetastete Ehre seiner Frau gewehrt, als Milderungsgrund zugebilligt und das gesetzliche Mindestmaß der Strafe über ihn verhängt.

Nun war sie das Weib eines Zuchthäuslers.

„Mach dich frei von dem Lumpen!" riet die öffentliche Meinung.

„Hab' Erbarmen!" meinte der eigene Ratgeber.

Der Kampf war kurz. Sie mußte wohl zugeben, daß neues Elend ihr drohe, sobald die Strafjahre vorüber seien. Aber auf der weißen Seite des alten Buches stund „Schweig und Warte" und „Erbarmen" hörte es nicht auf zu flüstern. Kaum hatte sie sich entschieden, der öffentlichen Meinung zuwider zu handeln, war ihr schon, als ob das Glück von ferne mit halbgewandtem Antlitz lächelnd nach ihr zurückblickte.

Am ersten Sonntag im Mai, wenige Tage nach der Verurteilung ihres Mannes, machte sich Annelise in der Morgenfrühe auf den Weg, in der einen Hand ein gefülltes Plüschsäcklein, in der andern einen buchenen Wanderstab als Stütze für den verkrüppelten Fuß. Ihr Ziel war das sechs Stunden entfernte Zuchthaus in Baden. Als sie thalabwärts dem großen Dorfe Suhr zuhinkte, fingen auf dem Berg die Glocken zu läuten an, die große mit dem feierlich tiefen Baß, die mittlere, die Grabglocke, milde klagend und das kleine Feuerglöcklein eifrig und unharmonisch drein wimmernd. Müde und in zweifelnder Niedergeschlagenheit beschloß sie dem

Ruf zu folgen, ob sie auf der lieblichen Höhe einen Trost finden möchte.

Sie traf es gut. Da war die Rede von Barmherzigkeit gegen Gefallene, von einer höheren, die uns auffordere, in unsern blut- und schuldbefleckten Erdentiefen erbarmungsvoll zu retten, was noch zu retten ist. Allein sie erfuhr, daß gar oft das rechte Wort zur rechten Zeit das aufgewühlte Herz zunächst nicht stille macht, sondern den Schmerz und den Lauf der Thränen noch vermehrt, bis nach einer Weile die heilende Nachwirkung eintritt. Nachdem sich die Kirchgänger zerstreut hatten, ließ sich Annelise auf die hochgelegene Kirchhofmauer nieder. Drunten das grüne, von Wassern durchrauschte Thal, drüben die waldreichen Berge im zarten ersten Schmuck, über alles ausgegossen süßer Maienduft und strahlendes Himmelslicht, die ganze Natur ein einziges, seliges Lachen. Es erfaßte sie ein Jammer, wie nie, und sie mußte schluchzen und weinen, als ob das Herz brechen wollte.

Eine freundliche Frau, die mit ihrem Jüngsten auf dem Arme zwischen den Grabsteinen dahinging und in deren tiefen braunen Augen jeder gleich las, daß das Erbarmen bei ihr zu Hause sei, redete die Weinende an:

„Arme Frau, Ihr habt gewiß Schweres erlebt" und das kleine Mädchen auf dem Arme langte mit beiden Händchen nach den glitzernden Tröpfchen, welche über die blassen Wangen niederrannen.

„Ach, es wäre manches vielleicht anders, wenn ich auch so ein Kindchen gehabt hätte."

Es that der Verlassenen wohl, zu der teilnehmenden Trösterin über das Ziel und den Grund ihrer Reise zu reden.

„Kommt hinunter ins Pfarrhaus und stärkt Euch auf den Weg."

Aufgerichtet, mehr durch die erfahrene Herzlichkeit, als durch Speise und Trank, setzte sie ihren Weg fort. Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, als sie in Baden vor dem Thor des finsteren Gebäudes Einlaß begehrte. Man führte sie in den für Besuche bestimmten Raum und brachte ihr den Verlangten.

Wie ihr das Herz zum Zerspringen klopfte! Sie reichte ihm die Hand, die er zögernd nahm.

„Warum bist du gekommen? Willst du etwa sehen, wie ich in der neuen Montur ausschaue!"

„Nein, Rudi, ich wollte sehen, wie es dir geht und ob ich etwas für dich thun könnte."

„Was denn?"

„Hast du warme Unterkleider?"

„Ich brauche nichts."

Sie fing an, ihm von den kleinen Angelegenheiten zu Hause zu erzählen. Er hörte aber nur halb zu und sah finster vor sich hin. Unterdessen war die erlaubte Frist abgelaufen.

„Rudi, soll ich wieder kommen?"

„Ja — nein."

Beim Abschied drückte sie ihm das Säcklein in die Hand und eilte fort.

Sie nahm ihm die schroffe Weise nicht übel, in der er ihr begegnet war. Sie vermochte sich wohl in seinen Gemütszustand hineinzudenken. In dem Entschluß, ihn herauszuziehen, fand sie den Mut, den weiten, schweren Gang wieder zu wagen.

Spät in der Nacht wankte sie erschöpft und mit blutenden Füßen ihrem Hüttchen zu.

Der Tagesanbruch des nächsten Sonntags fand sie wieder zur Reise gerüstet. Diesmal war der Empfang, den sie im Zuchthaus fand, ein anderer. Mit dem leeren Säcklein in der Hand und das Wasser in den Augen trat er auf sie zu.

„Annelise, ich habe das nicht verdient."

Das Nachdenken über die kaum glaubliche Wegleistung der Frau für ihn hatte ihn überwältigt und die süßen Birnenschnitze vom lieben Baum zu Hause hatten das Ihrige hinzugefügt.

Von da an sah man die fremde Frau mit dem hinkenden Fuß, das Plüschsäckli in der einen und dem Buchenstab in der andern Hand Sonntag für Sonntag bei Sonnenschein und Regen um Läutenszeit durch das Dorf Suhr wandern. Auf dem Heimweg machte sie oft einen kurzen Ruhehalt bei der freundlichen Frau auf dem Berg. Kam sie auch hinfällig und schmerzbeladen nach Hause, so war ihr doch jedesmal, als ob das Glück wieder ein paar Schritte näher zum Häuschen zurückgekehrt sei.

Der kurze Augenblick des Zusammenseins war für beide zu einer Feier geworden. Die genossene und die bevorstehende gab die ganze Woche über ihren Gedanken Nahrung genug. Ihre Gespräche bewegten sich zumeist um ihre Zukunft. Sie beide hofften, durch so viel Trübsal nun wohl auf ein friedvolles Zusammenleben vorbereitet zu sein.

Es sollte anders kommen.

Gegen den Herbst fing Rudi an, über Schmerzen an der Stelle zu klagen, wo er gestochen worden war. Es entwickelte sich ein Lungenleiden, dessen Ausgang dem Arzte nicht zweifelhaft war. Um ihrer seltenen Treue willen gestattete man der Frau, den kranken Mann in den letzten Stunden seines Lebens zu pflegen. Er sprach wenig, aber wo sie ging und stand, folgten ihr seine Augen bis zum letzten Moment, und jeder seiner Blicke sprach von Dank und Glück. Ihre Hand fest umschlossen haltend, verschied er mit den letzten Worten: „Es ist besser so — — besser — — so."

Nach der Beerdigung ließ der Direktor die Frau rufen und eröffnete ihr, man habe auf der Brust des Verstorbenen an einem Seidenbändchen einen in Zeug genähten und an sie gerichteten Brief gefunden, den er ihr nun übergebe.

Sie verwahrte das Vermächtnis und trat zum letzten Mal den Heimweg an. In tiefer Nacht zu Hause angekommen, machte sie Licht und breitete Rudis Abschiedsgruß vor sich auf den Tisch.

„Ach, das Bändchen, das Seidenbändchen hab' ich ihm einmal für seine Uhr geschenkt."

Dann las sie:

„Liebes Annelise! Du weißt wohl, ich kann nicht gut reden, ich will dir lieber aufschreiben, was ich dir noch sagen möchte.

Heut war der Notar bei mir. Das Häuslein und die Aeckerlein gehören dir. Es wird alles richtig kanzleiet.

Ich will jetzt Abschied nehmen von dir. Ich weiß, ich habe dir nicht viel Freude gemacht. Ich habe es nicht so wollen, aber ich habe nicht anders können.

Es ist mir manchmal, wie wenn mir der Herrgott verzeihen würde. Ich bitte dich, thu' du es auch.

Du bist mir immer lieb gewesen, auch wenn ich grob gegen dich war.

Und jetzt, wo ich von dir weg muß, weiß ich, daß es auf dem ganzen Erdboden keinen treuern Menschen gibt, als du bist.

Und so solle es dir gut gehen, und denke auch manchmal an deinen armen, elenden Rudi."

Sie weinte still vor sich hin. Aber das Weinen that ihr diesmal nicht weh, und durch die Thränen sah sie, eingekehrt in ihre Hütte, nicht das einst erhoffte, aber doch ein liebes — Glück.

Der Weber.

Abgehärmt, in unterird'scher Stube,
Kalt und dunkel wie die Totengrube,
Nur von einem Flackerspan beleuchtet,
Sitzt der bleiche Weber und befeuchtet
Neu den Faden mit den Zitterhänden.
Eis'ge Zapfen tropfen von den Wänden.

Hingekauert auf dem niedern Stuhle,
Sitzt er gramgebeugt und dreht die Spuhle,
Spinnt und webt an einem Leichenhemde,
Keuchend pocht sein Herz, das frostgelähmte;
Im Gedärm die Hungerwürmer scharren,
An der Uhr die müden Zeiger schnarren,
Matter glimmt das Kummerlicht und trüber,
Finster schleicht die Mitternacht vorüber.

Träger jetzt die flinken Schifflein schießen,
Drüber hin die letzten Thränen fließen.
Einen Gang noch — und er ist am Ziele,
Sinkt verendend auf die feuchte Diele.

Von der Decke senkt an langem Faden
Sich die graue Spinne, wie geladen
Ein zerriss'nes Tagwerk fortzuspinnen.
Um die Leiche macht sie ihre Gänge
Feierlichen Schritts, als ging' ihr Sinnen,
Auszumessen eines Sarges Länge.
Weihnachtsglockenton vom nahen Turm,
Im Getäfel tickt der Totenwurm —
Stille steht die alte Wälderuhr,
Draußen fegt der Schneesturm durch die Flur.

Arnold Ott, Luzern.

Der Landsknecht.

Ein Landsknecht bin ich worden,
Zieh' mit dem Fähnlein aus.
Es ist ja gut beim Orden,
Man lebt in Saus und Braus.
Mein Schatz hat blaue Augenstern',
Mein Schatz hat einen andern gern —
Was soll ich thun zu Haus?

Früh, wann verglüht die Sterne,
Schallt's wirbelnd übers Ried.
Die Trommel hör' ich gerne,
„Vergessen" heißt ihr Lied.
Wohlauf, wohlhin! Wo Landsknecht' sind,
Da weht allzeit ein frischer Wind,
Davor die Sorge flieht.

Uns rinnt nach schweren Fahrten
Der rote kühle Wein.
Der Tod mischt uns die Karten,
Wer dürft' ein Träumer sein?
Er ist den frommen Knechten hold,
Wir dienen all um gleichen Sold —
Schenk' ein, Gesell, schenk' ein!

Sterb' ich auf breiter Heide,
Füllt Trauern keine Brust.
Von meinem kleinen Leide
Hat kaum ein Herz gewußt.
Ein Blümlein sprießt aus Grabesbann:
Die Liebe, die nicht sterben kann. —
Blüh' meinem Schatz zur Lust!

Alfred Huggenberger.

Verlag des Polygraphischen Institutes, A.-G. (vormals Brunner & Hauser) in Zürich. — Redaktor: Karl Bührer in Zürich.
Nachdruck, auch im einzelnen, verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.